

Shangri-La befindet sich in China

Auf der Suche nach einem utopischen Paradies

Chinas Mächtige haben entschieden: Shangri-La – seit dem Roman von James Hilton «Der verlorene Horizont» aus dem Jahre 1933 ein Synonym fürs Paradies – liegt im Norden der chinesischen Provinz Yunnan.

Silke Haas

Aus jeder Runzel strahlt ein Lächeln. Ein nahezu zahnloser Mund nuschtelt: «Tashi delek.» Der Mann verbeugt sich und macht eine einladende Geste, sein Haus zu betreten. Wir erwidern den tibetischen Gruss, der übersetzt «Möge es Dir wohl ergehen» heisst. Syako, unser Dolmetscher und Guide, reicht uns die Hand, und mit einem kräftigen Ruck befördert er jeden über die kniehohe Schwelle. «Gegen böse Geister, denn die können nicht springen», erklärt er das Hindernis.

Rauchschwaden und ein süss-säuerlicher Duft wabern durch das Haus. Langsam gewöhnen sich die Augen an die Dämmerung, und Personen werden sichtbar: Familie Pukkada, die uns zum Essen eingeladen hat. Die fünf Erwachsenen und drei Kinder aus vier Generationen wohnen unweit des Dörfchens Ringha in Shangri-La. Der autonome Bezirk liegt an der Grenze zu Tibet im Himalaja und gehört zur chinesischen Provinz Yunnan.

Also sind wir in Shangri-La. Eigentlich haben wir uns diesen Garten Eden etwas bukolischer vorgestellt. Denn seit James Hiltons utopischem Roman «Der verlorene Horizont», erschienen 1933, ist Shangri-La ein Synonym für Paradies. Irgendwo in Tibet in einem Lama-Kloster leben im Roman alterslose Mönche in einem Zustand innerer Glückseligkeit – unbehelligt von Hunger, Krieg und Katastrophen. Mit ein wenig Phantasie und gutem Willen sehen die Berge, Pässe und Käme der Region zwar tatsächlich aus wie die vom Engländer Hilton beschriebenen. Zumindest in den Augen der chinesischen Regierung. Sie hat nämlich das ehemalige Zhongdian kurzerhand in Shangri-La umbenannt – der Touristen wegen. Auf Tibetisch heisst die Region allerdings nach wie vor Gyalthang.

Herausforderung Buttertee

Wir, eine Gruppe Hilton-Fans, sind auf der Suche nach dem sagenhaften Shangri-La, wollen erkunden, wie nah

Zhongdian dem utopischen Paradies des Romans kommt. Doch der Weg dorthin ist steinig: Im Haus der Familie Pukkada beispielsweise verhindert beissender Rauch himmlische Gefühle. In einer Ecke des Wohnzimmers brennt ein offenes Feuer, darüber dampft ein grosser Kessel. Er ist in mehrere Kammern unterteilt, die mit kupfernen Deckeln verschlossen sind.

Die Wände des kleinen Hauses sind holzgetäfelt und mit bunten Lotusblumen bemalt. Kerzengerade sitzt ein alter Mann in einer Ecke und lässt eine hölzerne Gebetskette durch seine knotigen Finger gleiten. «Ein Mönch», weiss Syako. Dieser ist über 80 Jahre alt. Und man sieht es ihm an, die Jahre haben ihre Spuren hinterlassen.

Pema, die Mutter der drei Kinder, reicht uns zur Begrüssung die obligatorische Schale Buttertee. Schwarzer Tee, der mit Yakbutter, ordentlich Salz und einem Schuss Milch aufgekocht wird. Sein Geruch ist wenig einladend. Scharf und säuerlich. Sein Geschmack sogar noch schlimmer. Die Yakbutter war vergoren. Doch im Reiche des Himalajas sind die Menschen das gewohnt. Westliche Nasen mögen rebellieren. Aber es hilft nichts. Wenn wir ablehnen, beleidigen wir unsere Gastgeber und die den Tibetern heilige Gastfreundschaft. Tapfer nippen wir an der ranzigen Brühe. Denn Buttertee ist das Nationalgetränk der Nomaden, nahrhaft, gut gegen Höhenkrankheit und leicht zu verdauen – zumindest von lokalen Mägen. Zum Glück hat Pema den Tisch mit Dutzenden Tellern und Schalen gedeckt. Leckereien, die den Gaumen beruhigen wie Tsampas, kleine Kugeln aus geröstetem Gerstenmehl, dazu eingelegtes Gemüse, sowie Yakkäse und Yakfleisch in allen Variationen: gekocht, gebraten oder getrocknet.

Tiere mit feinem Gaumen

Yaks, die zotteligen, urzeitlich anmutenden Rinder, sicherten als Fleisch- und Milchlieferanten das Überleben der Nomaden auf dem Hochplateau. Ihr Fleisch hat eine wunderbare Konsistenz und schmeckt so würzig, als wäre es vorher mariniert worden. «Yaks sind Feinschmecker», übersetzt Syako die Ausführungen unseres Gastgebers. Sie fressen längst nicht jedes Grün, sondern nur ausgewählte Gräser und Kräuter, die für das besondere Aroma des Fleisches sorgen, die Cholesterinwerte senken und gegen Höhenkrankheit helfen sollen. Vorsichtshalber nehmen wir noch

ein paar Bissen und verabschieden uns. «Thug je che!» Danke!

Wolken und Nebelschwaden sind zum Greifen nah, verhüllen die Gipfel. Die Luft schmeckt frisch und feucht. Wir wandern weiter. Obwohl wir auf einer Höhe von gut 3500 Metern sind, ist es grün. Pinien, Tannen und Laubbäume bewachsen die Berge. Blumengirlanden durchziehen Wiesen und Weiden. Wilde Lilien, Orchideen, Edelweiss, Azaleen und Alpenrosen. Ein bekannter Anblick, der ans Engadin erinnert. Shangri-La liegt auf einem niedrigen Breitengrad, etwa auf der Höhe von Dubai, deshalb gedeihen hier Blumen und Bäume selbst in der Höhe.

Überall flattern Gebetswimpel im Wind. Rot, Blau, Grün, Weiss und Gelb. Fünf Farben, welche die fünf Elemente Feuer, Wasser, Erde, Wind und Leere symbolisieren und an das stets allgegenwärtige Göttliche erinnern. Auf ihnen gedruckt sind Mantras, Wünsche und Gebete, aber auch Probleme, Sorgen und Nöte. Der Wind nimmt alles mit, trägt das Gute in die Welt hinaus und transformiert das Böse. «Niemand darf man eine Gebetsfahne in den Müll werfen. Das gibt ein schlechtes Karma», erklärt Sayko. Entweder lösen Sonne, Wind und Regen die bunten Wimpel auf, oder sie werden verbrannt. Nur so können die Segenswünsche wieder Teil der Elemente werden.

Einen Steinwurf entfernt strahlt eine weisse Stupa in der Sonne. Ein quadratischer, in Stufen aufsteigender Grundbau, darüber ein halbrunder Mittelteil, schliesslich eine Spitze mit einem Metallschirm, die von einem Juwel gekrönt wird. Wieder die fünf Elemente – in perfekter Harmonie. Auch wir Wanderer machen einen harmonischen Eindruck, wirken gelöst, gelassen und haben ein Lächeln auf den Lippen. Alles geht eine Spur langsamer. Keiner drängt oder drängelt, wenn es einmal wieder länger dauert. Sind es Shangri-Las mythische Kräfte, denen wir diese Ruhe schulden? Oder liegt es einfach nur an der Höhe, die Hektik mit Kurzatmigkeit und Kopfschmerzen bestraft? – Morgen werden wir Songzanlin besuchen, das grösste Lama-Kloster der Provinz Yunnan. «Vielleicht kennt ja dort ein Mönch die Antwort», murmelt Sayko kryptisch.